

Michael Makropoulos

Kunstautonomie und Wettbewerbsgesellschaft

Nachtrag zur ‚Ökonomisierung des Sozialen‘

I.

Auch wenn seine kritische Verwendung dies nicht meint und seine affirmative es verdeckt, steht der Begriff der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ für eine fundamentale Tendenz in der entwickelten Moderne, die mehr und anderes bedeutet als die weitgehende Kommerzialisierung der gesellschaftlichen Beziehungen: ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ bedeutet im wesentlichen die Abkehr von der Autorität als gesellschaftlichem Organisationsprinzip. Der Begriff erfaßt den sozialontologischen Sachverhalt, daß Gesellschaft nicht mehr auf situationstranszendente Ordnungsgaranten mit allen ihren heiligen oder profanen Derivaten ausgerichtet ist und daß Vergesellschaftungsprozesse deshalb nicht mehr präskriptiv, sondern performativ sind. ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ verweist damit auf eine gesellschaftliche Immanenz, die weder auf juridische, noch auf sozialtechnische, also disziplinierende und regulierende Prinzipien gegründet ist, sondern auf eigendynamische Prozesse der Selbstkonstitution nach veränderlichen Kriterien von Wert und Nutzen. Die ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ signalisiert deshalb tatsächlich das Ende der Souveränität im Sinne einer externen, außersozialen Gesetzes- und Gestaltungsmacht in allen ihren personellen und institutionellen Formen. – Das, so meine ich, ist die systematische Hauptlinie in den historisch-soziologischen Arbeiten von Michel Foucault, die die „Gouvernementalität“ der nachdisziplinären „Normalisierungsgesellschaft“ zum Gegenstand haben und den Anspruch erheben, eine Theorie der modernen Gesellschaft in ihrer liberalen und insbesondere in ihrer neoliberalen Ausprägung zu sein.¹

¹ Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977-1978, II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978-79.* Frankfurt/Main 2004 bzw. Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76).* Frankfurt/Main 1999.

Es geht in diesen Arbeiten zunächst um die Funktionsweise und die Grenzen der Souveränität als politisch-sozialem Organisationsprinzip mit privilegiertem Gestaltungsanspruch, das zumal in seinen autoritären Formen weit in die Moderne des 20. Jahrhunderts hineinreicht. Es geht aber auch um die Grenzen einer Normalisierung – um die Leitdifferenz dieser Theorie der Moderne aufzunehmen –, die auf Individuen bezogen am Modell der Disziplin und auf Populationen bezogen am Modell der Regulierung orientiert ist. Die präskriptive Normalisierung bildet eine Voraussetzung für die Persistenz der Souveränität in den politischen Theorien und Praktiken des 20. Jahrhunderts, weil sie ein sozialtechnisches Instrumentarium bereitstellt, das für politische Gestaltungsprozesse unter großgesellschaftlichen Bedingungen unverzichtbar ist. Die Grenzen dieses Organisationsprinzips markieren einerseits die operativen Defizite des Panoptismus, also der praktischen Seite der Totalitätskonzeption und der Intention auf das Ganze im Fall der Souveränität, und andererseits die Komplexität sozialer Prozesse im Fall der Disziplinierung und Regulierung, wenn sie zum allgemeinen Prinzip rationaler Gesellschaftsorganisation unter Bedingungen gesellschaftlicher Heterogenität werden. Was sich in Foucaults Perspektive deshalb als geradezu unmöglich erweist, ist jene rationale Gesellschaftsorganisation, die als besondere Legierung von Souveränitäts- und Normalisierungsgesellschaft die technokratischen Funktionalismen bestimmt hat, wie sie vor allem für die autoritären und totalitären Sozialmodelle der Klassischen Moderne charakteristisch sind. Dagegen steht die politisch-soziale Entwicklung einer nachdisziplinären und nachregulativen – und das heißt auch: einer nach-funktionalistischen – Moderne. Foucaults These ist, daß sich hier das ökonomische Modell des Liberalismus, also der generalisierte Markt, als soziales Organisationsprinzip durchgesetzt hat, weil es imstande war, sowohl die Grenzen der Souveränität als auch die Grenzen der Disziplinierung hinter sich zu lassen. Das Ende der Disziplinargesellschaft der Klassischen Moderne, so ließe sich Foucaults These pointieren, war daher kein Effekt erfolgreicher emanzipatorischer Politiken, sondern ein Effekt pragmatischer Inadäquatheit und daraus folgender paradigmatischer Erschöpfung. Es war das Ende einer Gesellschaftskonzeption, die einfach an der Unterkomplexität ihrer politischen Organisationsform scheiterte. Foucaults Beschäftigung mit der Ökonomie dreht sich also um die Frage, wie ein soziales Organisationsprinzip beschaffen ist, das sowohl mit dem Prinzip der Souveränität als auch mit ihrem sozialtechnischen Instrumentarium, näm-

lich der Disziplin und der Regulierung, bricht. Es ist die Frage, wie ein soziales Organisationsprinzip beschaffen ist, das mit der heteronomen Konditionierung der Individuen durch personelle wie durch institutionelle und infrastrukturelle, also durch anonyme bürokratische und raumorganisatorische Instanzen bricht. Und sofern sie die politisch-soziale Essenz seiner „Ontologie der Gegenwart“ bildet, führt diese Frage sein Projekt – trotz aller Nähe – in einer spezifischen Weise über das von Max Weber hinaus.² Weber ging es um das Schicksal des Individuums im „stahlharten Gehäuse“ einer bürokratisierten Welt funktionaler Rationalisierung, einer „verwalteten Welt“, wie Theodor W. Adorno diese Wirklichkeit dann im direkten Anschluß an Weber bezeichnet hat, „in der die Schlupfwinkel“ angesichts der „radikal vergesellschafteten Gesellschaft“ verschwinden.³ Foucault zielte dagegen auf einen nachdisziplinären und nachbürokratischen Vergesellschaftungstyp, der zwar auch eine „soziale Ethik“ realisiert, wie William H. Whyte das regulative Konzept der etablierten Moderne beschrieben hat, der aber ein Vergesellschaftungstyp war, in dem die Orientierung des Selbst essentiell auf die kommunikative Präsenz der Anderen und die performative Immanenz ihrer sozialen Organisation ausgerichtet ist, wie David Riesman den spezifischen Konformitätstyp der liberalen Mittelschichtgesellschaft bestimmt hat, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlichen Ländern hegemonial zu werden begann.⁴ Das ist nirgends bei Foucault explizit. Aber in der Linie der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ bilden die Analysen von Riesman und Whyte die eigentliche historisch-soziologische Nachbarschaft, in der Foucaults Projekt einer Theorie der modernen Gouvernamentalität steht und

² Michel Foucault: „Un cours inédit (Was ist Aufklärung?)“, in: *Magazine Littéraire* 207 (1984), S. 35-39, hier S. 39.

³ Vgl. Max Weber: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, Tübingen 1987 (1920), 17-206, hier S. 203 bzw. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen ⁵1972 (1921), S. 551-579; Theodor W. Adorno: „Kultur und Verwaltung“, in: ders., *Soziologische Schriften I* (Schriften, Bd. 8), Frankfurt/Main 1972 (1960), S. 122-146, hier S. 133f u. 145. Die prägnanteste Analyse der „verwalteten Welt“ ist im übrigen zugleich eine ihrer frühesten, nämlich Valérys Reflexion über die methodische Organisation der mittelmäßigen Begabungen als Verfahren produktivistischer Verstetigung der gesellschaftlichen Kräfte. Vgl. Paul Valéry: „Une Conquête Méthodique“, in: ders., *Œuvres Complètes*, Bd. 1, Paris 1957 (1897), S. 971-987.

⁴ William H. Whyte: *The Organization Man*. Garden City 1956, S. 7; David Riesman/Nathan Glazer/Reuel Denney: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*. New Haven 1950, S. 151ff.

in der es seine systematische Plausibilität gewinnt.⁵ Am Ende ist Foucaults nachdisziplinäre Normalisierungsgesellschaft tatsächlich die liberale Mittelschichtgesellschaft, die sich zwischen den 50er und den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts in Nordamerika und Westeuropa paradigmatisch herausgebildet hat und seit geraumer Zeit nicht nur das positive Sozialmodell einer globalisierten Moderne ist, sondern überhaupt den Begriff von Gesellschaft dominiert, weil sie zur gesellschaftlichen Norm wurde, der gegenüber jede andere soziale Lebensform als außermoderne Abweichung gilt, wie Barbara Ehrenreich bemerkt hat.⁶

II.

Dafür, daß die Frage nach den Bedingungen und Funktionsweisen einer immanenten Vergesellschaftung ohne externe organisierende Instanz für Foucaults Konzept moderner Gesellschaft zentral ist, steht nicht zuletzt, daß sein Argument für die Ablösung des Gesetzes als gesellschaftlichem Organisationsprinzip durch den Markt im Kern kein historisches Argument ist, sondern ein durch und durch systematisches: „Die Ökonomie“, spitzt er das Argument an einer Stelle seiner Vorlesungen zu, „ist eine atheistische Disziplin; die Ökonomie ist eine Disziplin ohne Gott; die Ökonomie ist eine Disziplin ohne Totalität; die Ökonomie ist eine Disziplin, die nicht nur die Nutzlosigkeit, sondern die Unmöglichkeit einer souveränen Perspektive manifestiert, der Perspektive des Souveräns auf die Gesamtheit des Staates, den er zu regieren hat.“ Und mehr noch: „Die ökonomische Rationalität ist nicht nur umgeben von der Unerkennbarkeit der

⁵ Das ist lange nicht so gesehen worden. Und es wäre eine eigene theoriegeschichtliche Untersuchung wert, weshalb Foucaults „Normalisierungsgesellschaft“ zwar gelegentlich mit Adornos „verwalteter Welt“, nicht aber mit den kritischen Analysen der Mittelschicht der 50er und 60er Jahre in Verbindung gebracht wurde, die ja immerhin Analysen der Trägerschicht jenes liberalen Modernisierungsprojekts waren, das nicht nur für Foucault seine theoretische Entsprechung im Strukturalismus hatte. Zur Affinität Foucaults zur Kritischen Theorie vgl. Michel Foucault: *Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori*. Frankfurt/Main 1996, S. 79ff. Hier wird im übrigen deutlich, wie sehr Foucaults gesellschaftstheoretisches Projekt dort, wo es politisch finalisiert werden konnte, in erster Linie ein antitotalitäres Projekt war.

⁶ Vgl. Barbara Ehrenreich: *Angst vor dem Absturz. Das Dilemma der Mittelklasse*. Reinbek 1992, S. 7ff.

Gesamtheit des Prozesses, sondern gründet sich auf sie“. Das heißt im Klartext: Sie gründet sich auf Komplexität und Kontingenz – und gerade nicht auf deren zentralisierte Reduktion. Ihr entspricht ein Subjektivitätstyp, der zumindest idealtypisch nicht auf heteronome, sondern auf autonome Funktionalität konditioniert ist, nämlich der Homo oeconomicus des Liberalismus. „Der Homo oeconomicus ist die einzige kleine Insel möglicher Rationalität innerhalb eines Wirtschaftsprozesses, dessen unkontrollierbarer Charakter der Rationalität des atomistischen Verhaltens des Homo oeconomicus nicht widerstreitet, sondern sie begründet. Die Welt der Wirtschaft ist also von Natur aus undurchsichtig. Sie ist von Natur aus nicht vollkommen erfaßbar. Sie wird ursprünglich und definitiv von Standpunkten konstituiert, deren Vielfalt um so irreduzibler ist, als diese Vielfalt selbst spontan ist und letzten Endes ihre Konvergenz sichert.“⁷ Deshalb ist der Homo oeconomicus der kommunikative Mensch, der sich flexibel auf diese komplexe perspektivische Vielfalt ausrichtet. Aber er ist keine konstante, sondern eine sich wandelnde Figur. Er ist zunächst „der tauschende Mensch, der Partner, einer der beiden Partner im Tauschprozeß“, der die klassische liberale Ökonomie bestimmt. „Der Homo oeconomicus als Tauschpartner“ einerseits und „die Theorie des Nutzens auf der Grundlage der Problematik der Bedürfnisse“ andererseits charakterisieren „die klassische Vorstellung des Homo oeconomicus“. Das ändert sich in der neoliberalen Ökonomie auf folgenreiche Weise. „Im Neoliberalismus – anstatt sie zu verbergen, spricht er diese Idee offen aus – findet man ebenfalls eine Theorie des Homo oeconomicus, aber der Homo oeconomicus erscheint hier überhaupt nicht als Tauschpartner. Der Homo oeconomicus ist ein Unternehmer, und zwar ein Unternehmer seiner selbst.“⁸ Nicht zuletzt an diese These schließt die gesellschaftskritische Diskussion an.⁹ Aber was man in dieser Diskussion als ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ bezeichnet, hat dem gegenüber nicht nur eine analytische, sondern auch eine skandalisierende Dimension, die auf das Repertoire der klassischen Kapitalismuskritik zurückgreift. Und vielleicht ist das am Ende der wichtigste Unterschied dieser Diskussion zu Foucaults Problemstellung, auf den sie sich den-

⁷ Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität II*, S. 387.

⁸ Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität II*, S. 315.

⁹ Vgl. die einschlägigen Beiträge in Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/Main 2000.

noch beruft: Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ war in erster Linie kein gesellschaftskritisches, sondern ein gesellschaftstheoretisches Projekt. Deshalb brach er es auch in dem Moment ab, als ihm klar wurde, daß er keine wirkliche Alternative zum Liberalismus hatte, keine praktische Alternative und schon gar keine theoretische – „Liberalismus“ verstanden nicht nur als politisches und ökonomisches Organisationsprinzip, sondern als „allgemeiner Stil des Denkens, der Analyse und der Einbildungskraft“. ¹⁰ Die gesellschaftskritische Diskussion um die ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ ist dagegen nur in einem sehr instrumentellen Sinne gesellschaftstheoretisch. Fast möchte man sagen: Die Kritik an der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ führt zur Moralisierung der „Geschichte der Gouvernementalität“ und das Kriterium dieser Moralisierung ist eine seltsame Mischung von Authentizitäts- und Solidaritätserwartungen, die die ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ als Verlust tradierter Sicherheiten thematisiert. ¹¹ Die Stichworte hier sind: Von der disziplinären Askese zur kommunikativen Selbstentfaltung, von der dauerhaften und gesicherten Position zum temporären und prekären Projekt, von den materiellen und essentialistischen zu den relationalen und virtuellen Ontologien, von der institutionalistischen zur „konnexionistischen“ Welt samt ihres neuen anthropologischen Typus des „schwerelosen“ Kontaktmenschen der „projektbasierten Polis“, wie Luc Boltanski und Ève Chiapello erklärt haben. ¹² Das sind Stichworte zur Beschreibung der Entwicklung moderner Gesellschaften seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, also nach dem Ende der Fortschritts- und Aufstiegsbegeisterung einer nachbürgerlichen Mittelschicht und im usurpatorischen Gefolge gegenkultureller Tendenzen der späten 60er und der 70er Jahre, dem Goldenen Zeitalter der libertär-emanzipatorischen Kapitalismuskritik. Allerdings war dies eine

¹⁰ Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität II*, S. 305.

¹¹ Vgl. Robert Castel: *Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat*. Hamburg 2005, S. 114f bzw. S. 127ff, der die Frage der politisch garantierten sozialen Sicherheit in den Kontext einer historischen Anthropologie stellt und konstatiert, „daß in dem *Sicherheitsbedürfnis eine notwendige Daseinsbedingung des modernen Menschen zum Ausdruck kommt*“ (S. 129), weil Sicherheit – ganz im Sinne von Hobbes – die Bedingung für die Möglichkeit planerischer Lebensführung ist und also nicht nur Selbsterhaltung, sondern ebenso sehr Selbstentfaltung zum Ziel hat. Vgl. Thomas Hobbes: „Vom Bürger“, in: ders., *Vom Menschen/Vom Bürger (Elemente der Philosophie II/III)*, Hamburg 1977 (1647), S. 57-327, hier S. 124.

¹² Vgl. Luc Boltanski/Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz 2003, S. 205ff. bzw. S. 508ff.: „Sicherheit als Emanzipationsfaktor“.

Kapitalismuskritik, die zugleich die kulturelle Modernisierung der modernen Gesellschaften bedeutete. Es war nämlich diese Kapitalismuskritik, so die These von Boltanski und Chiapello, die als Kritik der Entfremdung, die Erneuerung oder das längst fällige ‚Update‘ des Kapitalismus durch die vollständige ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ befördert hat. Im Gefolge dieser Kritik der traditionellen heteronom-konditionierenden Vergesellschaftung organisatorisch-bürokratischen Typs, so die allgemeine These der Autoren, habe sich die Erneuerung des Kapitalismus am Ende als soziale Nötigung zu unternehmerischen Selbst- und Weltverhältnissen realisiert.

Das hat zwar genügend Plausibilität, um eine kritische Haltung zu instrumentieren, die sowohl eine allgemeine Kapitalismuskritik als auch eine Kritik der kritischen Gegenkulturen zumal der späten 60er Jahre sein will und die einen Habitus, eine Lebensform und vielleicht sogar ein soziales Milieu der ‚neuen Bürgerlichkeit‘ formt. Aber es hat nicht genügend Plausibilität, um die Tatsache zu verdecken, daß die Dinge nicht so neu sind, wie sie zu sein scheinen und vor allem nicht erst die Kritik der 60er Jahre brauchten, um auf den historischen Plan zu treten. Ich zitiere eine pointierte Beschreibung des unternehmerischen Subjekts: „Auf dem unheroischen Hintergrund des Big Business und der Angestelltenmassen, in den bürokratischen Mustern des Erfolges und zwischen diesen, ist ein neuer Typ des Unternehmers entstanden. Im Gegensatz zum klassischen Geschäftsmann, der in einer Welt handelte, die sich wie eine Reihe Austern unter Dampf öffnete, muß der neue Unternehmer in einer Welt handeln, in der alle Perlen bereits eingesammelt sind und sorgfältig bewacht werden.“ Deshalb hängt der Erfolg dieses neuen Unternehmers, der zwischen den großen Bürokratien arbeitet, „in hohem Maß von seinem inneren Wert ab, das heißt, er ist im buchstäblichen Sinne kreativ. (...) Der neue Unternehmer ist im Dienstleistungsgeschäft zuhause, zu dem die Auftragsforschung und die Öffentlichkeitsarbeit gehören, die Werbeagenturen und die Managementberatungen und natürlich die Medien- und die Unterhaltungsindustrie.“¹³ Diese semipoetische Beschreibung des unternehmerischen Selbst ist treffender als vieles, das im auffallend späten und auffallend wertbesetzten Nachgang zu Foucault erklärt worden ist. Der zitierte Text ist von 1946 und der Kontext ist die Etablierung

¹³ C. Wright Mills: „The Competitive Personality“, in: ders., *Power, Politics and People. The Collected Essays of C. Wright Mills*, New York 1963, S. 263-273, hier S. 268f. (deutsch vom Vf.).

einer nach-fordistischen oder nachdisziplinären Gesellschaft, die vollständig auf eine modalontologische Basis der generalisierten wie autonomisierten sozialen Mobilität gegründet ist und deren Vergesellschaftungsprinzip die performative Konstitution des Sozialen durch die generalisierte Positivierung der Konkurrenz ist.

III.

Auch Foucault hat die Voraussetzung der neoliberalen ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ in der Positivierung der Konkurrenz gesehen und diese als Etablierung eines besonderen „Prinzips der Abstraktion“ gedeutet, das über die Installierung eines abstrakten Marktes hinausgeht. Zwar ist jede ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ – das weiß man nicht zuletzt durch Karl Polanyi – die Installierung von Marktförmigkeit im Sinne einer konstituierenden Fiktion der anschlussfähigen Verfügbarkeit;¹⁴ aber was die neoliberale Ökonomisierung charakterisiert, so Foucault, ist nicht mehr die tauschbasierte, sondern die wettbewerbsbasierte Marktförmigkeit. Das ist die eigentliche Pointe – und signalisiert im übrigen den Grund für die Hilflosigkeit einer Kapitalismuskritik, die weiterhin als warentheoretische Kritik des Tauschprinzips konzipiert ist. Damit ist allerdings zunächst noch keine weitere Abstraktion im Spiel, die über die grundlegende Abstraktion der Marktfiktion hinausginge: Tausch findet zwischen gleichen Partnern statt, Wettbewerb zwischen ungleichen, konkrete Akteure sind es aber allemal. Wettbewerb gründet überhaupt in „Ungleichheit“ und nicht in „Äquivalenz“, wie Foucault erklärt hat. Was der Wettbewerb deshalb auf dieser Ebene bewirkt, ist die Ablösung einer egalitären Intersubjektivität durch eine differentielle Intersubjektivität. Aber auch eine differentielle Intersubjektivität bleibt eine Intersubjektivität, sodaß sich die Abstraktion konsequenterweise nicht auf die Differenz von Tausch und Wettbewerb beziehen kann, sondern auf die Bedingungen, unter denen „der Wettbewerb seine Wirkungen als wesentliche Logik der Wirtschaft“ (...) hervorbringt, „die sorgfältig und künstlich hergestellt

¹⁴ Karl Polanyi: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt/Main 1978 (1944), S. 102.

werden müssen. Das bedeutet, daß der reine Wettbewerb also keine elementare Gegebenheit ist“, sondern der politischen Erzeugung bedarf.

Nun besteht aber die Abstraktion gerade nicht in der politischen Herstellung ökonomischer Laboratoriumsbedingungen, wie Foucault hier suggeriert, sondern in der Installierung eines sozialen Organisationsprinzips von eigener Qualität, das in sich schon abstrakt ist. Und was man in gesellschaftskritischer Absicht als ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ bezeichnet, ist weder die weitgehende Kommerzialisierung von Sozialverhältnissen noch die forcierte Durchsetzung betriebrationaler Effizienz kalküle selbst dort, wo Effizienz geradezu kontraproduktiv ist, wie etwa in kreativen oder reflexiven Tätigkeiten; was man als ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ bezeichnet, ist vielmehr die Generalisierung der Konkurrenz als Vergesellschaftungsprinzip eigenen Typs. Grundlage dieser Generalisierung der Konkurrenz ist allerdings nicht die Abkehr vom Prinzip der Solidarität mit all ihren Formen der sozialen Sicherheit oder auch nur der sozialen Anteilnahme, wie etwa in den laufenden Wertedebatten immer wieder beklagt wird – das ist eher ein Folgeeffekt, der tatsächlich schon mit der versicherungstechnischen Modernisierung der Solidaritätsverpflichtungen Ende des 19. Jahrhunderts in eine primäre ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ mündet.¹⁵ Grundlage dieser Generalisierung der Konkurrenz ist vielmehr eine Fiktionalisierung des gesellschaftlichen Möglichkeitshorizonts, deren allgemeines Modell – so lautet meine Grundthese – die Gegenwirklichkeit der autonomen Kunst bildet, weil sie diejenige gesellschaftliche Sphäre ist, die konstitutiv mit der Überschreitung der Grenze zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen befaßt ist. Es geht hier nicht um die sogenannte „Künstlerkritik“ an der klassischen oder organisierten Moderne des 20. Jahrhunderts; es geht nicht um jene Kritik, die einen ästhetisch generierten authentischen Subjektivitätskern zum Widerpart eines disziplinär-funktionalistisch-bürokratischen Konformitätstyps macht; es geht auch nicht um die Frage von Boltanski und Chiapello, inwieweit diese Kritik den neuen Geist des Kapitalismus wesentlich mitbestimmt hat, indem sie Lebensformen der Bohème im Nachgang zu den gegenkulturellen Tendenzen

¹⁵ Vgl. François Ewald: *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt/Main 1993 (1986), bes. S. 449ff. bzw. Michael Makropoulos: „Versicherung“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11, Sp. 889-891.

der 60er Jahre generalisiert und demokratisiert hat.¹⁶ Ich will gar nicht bestreiten, daß es so sein könnte und daß diese Möglichkeit eine Reihe von schmerzlichen Einsichten für die Anhänger der emanzipatorischen Gegenkulturen bereithält, aber dies führt an der eigentlichen Problematik vorbei, die nicht Lebensstile, sondern Vergesellschaftungsprinzipien betrifft. Es geht also nicht um die Rolle anti-bürgerlicher Lebensformen, die in einen Gegensatz zu bürgerlichen Lebensformen, und noch mehr und vielleicht zutreffender: in einen Gegensatz zu den Lebensformen der Mittelschicht gebracht wurden, deren definitive gesellschaftliche Etablierung sie gleichzeitig voraussetzten. Es geht in dieser These vielmehr um die systematische Korrespondenz von Kunstautonomie und Wettbewerbsstruktur, die als modalontologische Disposition eines bestimmten Gesellschaftstyps bestimmbar wird. Kurz, es geht um eine Tiefenstruktur der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘, die gerade durch ihre gesellschaftskritische Skandalisierung verdeckt wird und die aus diesem Grund einer analytischen Distanzierung bedarf.

Was ist Wettbewerb? Genauer: Was ist die soziologische Besonderheit der Konkurrenz? Schließlich ist Konkurrenz kein primär ökonomisches, sondern ein primär soziales Phänomen, nämlich „eine *allgemeine soziale Beziehung*“, die „im besonderen Elemente des Ökonomischen“ als solche entdeckt worden sei, wie Karl Mannheim erklärt hat.¹⁷ Die klassische soziologische Bestimmung des Phänomens der Konkurrenz stellt diese denn auch nicht in einen wirtschafts-, sondern in einen konfliktsoziologischen Zusammenhang: Konkurrenz ist eine besondere Form des Kampfes, wie Georg Simmel erklärt hat. Und das Entscheidende dabei ist, „daß der Kampf ein indirekter ist“. Konkurrenz ist ein „Kampf ohne Gegner“, sie ist „eine merkwürdige Art des Kampfes“, bei der „der Kampf überhaupt nur darin“ besteht, „daß jeder der Bewerber für sich (sic!) auf das Ziel zustrebt, ohne eine Kraft auf den Gegner zu verwenden“. Konkurrenz ist ein Kampf, der „so verfährt, als ob kein Gegner, sondern nur

¹⁶ Vgl. Boltanski/Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, bes. S. 213ff. Eine andere Kritik-tradition, die sich in ihrer Option auf unentfremdete Arbeit und selbstbestimmte Individualität in ökonomisch selbständiger Form mit der ästhetisch grundierten verbindet, ist die des Handwerks gegen die Industrie. Vgl. mit scharfer Profilierung gegen die bürokratisierte und digitalisierte Wissensindustrie um die Wende zum 21. Jahrhundert Matthew B. Crawford: „Shop Class as Soulcraft“, in: *The New Atlantis*, 13 (2006), S. 7-24.

¹⁷ Karl Mannheim: „Die Bedeutung der Konkurrenz auf dem Gebiete des Geistigen“, in: ders., *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, Neuwied 1964 (1929), S. 566-613, hier S. 571.

das Ziel auf der Welt wäre“. Konkurrenz ist also strenggenommen gerade kein intersubjektives Verhältnis im Sinne wechselseitigen Aufeinanderbezogenseins zweier oder mehrerer Akteure, sondern ein abstraktes Sozialverhältnis, das über etwas Drittes gestiftet wird. Konkurrenz ist „ein Kampf, der sich nicht gegen den Gegner, sondern auf das gemeinsame Ziel richtet“. ¹⁸ Das Entscheidende an der Konkurrenz als einer spezifischen sozialen Beziehung ist also nicht die Orientierung der Akteure aufeinander, sondern ihre voneinander unabhängige Orientierung auf ein situationstranzzendentes Ziel. Konkurrenz ist zielvermittelt – wobei dieses Ziel vollkommen abstrakt sein und weit in der Zukunft liegen kann. Und in dieser Zielvermitteltheit – so wäre gegen Foucault einzuwenden – besteht die Abstraktion, nicht aber in der politischen Schaffung gesellschaftlicher Laboratoriumsbedingungen für das wirtschaftliche Handeln. Zwar ist Wettbewerb zunächst die Form eines agonalen Verhältnisses zwischen verschiedenen Akteuren und damit ein spezifisches Sozialverhältnis in dem Sinne, daß gerade der Kampf, der Konflikt und die Rivalität sozialisierend wirkt. Aber Wettbewerb geht nicht im Konkurrenzkampf konkreter Akteure auf. Und vielleicht ist dieser Konkurrenzkampf überhaupt nur eine besondere, nämlich die konkret-interaktive Seite des Wettbewerbs. Als indirekter „Kampf ohne Gegner“ und „unabgelenkte Richtung auf die Sache“ ist der Wettbewerb jedenfalls die „parallele“ Orientierung an einem gemeinsamen Ziel, das fiktional aus einem offenen Möglichkeitshorizont gewonnen wird und das gerade als abstraktes situationsstranzzendentes Ziel imstande ist, dauerhaftere Vergesellschaftungseffekte zu produzieren als intersubjektive Arrangements, weil sie auch durch die „Passiva“ der Konkurrenz nicht in Frage gestellt werden – der Tatsache nämlich, „daß auch die positive und wertvolle Leistung ungenutzt und unbelohnt ins Nichts fällt, sobald eine wertvollere oder wenigstens anziehendere mit ihr konkurriert“. ¹⁹

Es mag trivial klingen, aber es ist nicht selbstverständlich, daß man Handlungen an situationstranzendenten Zielen orientiert. Und vielleicht ist es kein theoriegeschichtlicher Zufall, daß die Philosophische Anthropologie, die neben dem Pragmatismus die andere bedeutende Theorettradition des 20. Jahrhunderts ist, für die das Konzept der Performativität von zentraler Bedeutung war, die These

¹⁸ Georg Simmel: *Soziologie*. Gesamtausgabe. Bd. 11. Frankfurt/Main 1992 (1908), S. 323f.

¹⁹ Simmel, *Soziologie*, S. 328.

von der Exzentrizität der menschlichen Natur in genau dem Moment und Kontext ausgefaltet hat, in dem die Idee der Einheit der Wirklichkeit vollends problematisch geworden war und im Gegenzug die Idee panoptischer Souveränität mit allen ihren sozialtechnischen Instrumenten ins Totalitäre outrierte. Gegen die Totalitätserwartung, die sich darin Bahn brach, wurde zwar vielfach die Perspektivität, Heterogenität, Pluralität und Möglichkeitsoffenheit sozialer Wirklichkeiten gesetzt.²⁰ Aber in der Philosophischen Anthropologie ist der Sachverhalt explizit in den Kontext einer kompetitiven Weltauffassung gebracht worden. Helmuth Plessner, 1930, im Kontext einer Reflexion über die Relativität der Humanitätskonzeption: „In der Konsequenz der Humanitätskonzeption liegt gerade die Relativierung ihrer selbst“. Sie bedeutet „die Preisgabe einer natürlich gesicherten Vormachtstellung gegenüber anderen menschlichen Positionen und Daseinsformen (...) und damit die Freigabe des Horizonts des einen Menschentums auf einen Wettbewerb mit den anderen Möglichkeiten des Menschseins“.²¹ Das kann allerdings in zwei Richtungen gedeutet werden. In der einen Richtung – die gleichzeitig die wäre, für die die verschiedenen Optionen auf Pluralität stehen – fände dieser Wettbewerb der anthropologischen Möglichkeiten in einem empirischen Feld aktuell präsenter, aber prinzipiell endlicher Möglichkeiten statt. In der anderen Richtung fände dieser Wettbewerb jedoch in einem fikionalisierten oder zumindest fikionalisierbaren Möglichkeitshorizont statt, der prinzipiell unendlich ist und in dem in einem „Gesamtlaboratorium“ humanistischer Perfektibilität „die besten Arten Mensch zu sein durchgeprobt und neue erfunden“ würden, wie es in Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ heißt.²² Und das, so scheint mir, ist der entscheidende Aspekt, unter dem die autonome Kunst ins Spiel kommt, weil sie dadurch systematisch mit der kompetitiven Disposition korrespondiert, daß sie die empirisch-präsente

²⁰ Vgl. Michael Makropoulos: „Krise und Kontingenz. Modernität und Modernitätskritik im Intellektuellendiskurs der Klassischen Moderne“, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hg.), *Die „Krise“ der Weimarer Republik, Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt/Main, New York 2005, S. 45-76.

²¹ Helmuth Plessner: „Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, Frankfurt/Main 1981 (1930), S. 135-234, hier S. 193.

²² Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Gesammelte Werke. Bd. I. Reinbek 1978 (1930), S. 152. Zu dieser Interpretation vgl. Albrecht Schöne: „Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil“, in: *Interpretationen*, Bd. III, Hg. v. Joost Schillemeit, Frankfurt/Main 1966 (1961), S. 290-318.

– und begrenzte – Pluralität konkreter Möglichkeiten in einen ebenso offenen wie abstrakten Horizont der Fiktionalisierung überschreitet.

IV.

Die Fiktionalisierung des Weltverhältnisses gehört zur Tiefenstruktur der Moderne. In einer Reihe von Paratexten zum „Kunstwerk“-Aufsatz bemerkte Walter Benjamin, daß die Durchsetzung der maschinellen Produktion in den modernen Gesellschaften fundamentale Veränderungen der menschlichen Wahrnehmung hervorgerufen habe. „Mehr als hundert Jahre bevor sie manifest wurde“, heißt es dort mit Bezug auf Marx' Beschreibung der Strickmaschine „Jenny“, „bekundet sich die ungeheure Intensivierung des Lebenstempos im Tempo der Produktion. Und zwar in Gestalt der Maschine“. Ebenso komme auch die „Simultaneität, diese Grundlage des neuen Lebensstiles“ aus der maschinellen Produktion. Entscheidend für das menschliche Weltverhältnis sei aber die Fiktionalisierung der gesamten Wirklichkeit durch die phänomenologische Ambivalenz der „ökonomischen Welt“ im Kapitalismus: „In seinem Kapitel über den Fetischcharakter der Ware“, so Benjamin, „hat Marx gezeigt, wie zweideutig die ökonomische Welt des Kapitalismus aussieht – eine Zweideutigkeit, die durch die Intensivierung der Kapitalwirtschaft sehr gesteigert wird – sehr deutlich z.B. an den Maschinen sichtbar, die die Ausbeutung verschärfen statt das menschliche Los zu erleichtern. Hängt nicht hiermit überhaupt die Doppelrandigkeit der Erscheinungen zusammen, mit der wir es im 19^{ten} Jahrhundert zu tun haben? Eine Bedeutung des Rauschs für die Wahrnehmung, der Fiktion für das Denken wie sie vor dem unbekannt waren?“²³

Nicht nur in diesen Notizen spürt Benjamin den Wirkungen der Industrialisierung als Medium der generalisierten Technisierung moderner Gesellschaften nach. Das Thema ist vielmehr ein zentrales Motiv seiner Theorie der Moderne, die zu einem großen Teil eine Theorie der Technisierung des menschlichen Weltverhältnisses und insbesondere des menschlichen Sensoriums ist. Bemerkenswert ist jedoch, daß das Ästhetische hier gewissermaßen nur als Kompen-

²³ Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*. Gesammelte Schriften, Bd. V, 1. Frankfurt/Main 1982 (1927-1940), S. 498f.

satorisches, als Medium der Einübung des Menschen in die technisierten Wirklichkeiten der Moderne konzipiert wird. Das Kunstwerk ist im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit das Medium, in dem ein funktionales Äquivalent zur erfahrungsgenerierten Subjektivität entsteht, die durch die alltägliche Beschleunigung, Simultaneität und Fiktionalität verkümmert. Gerade durch die Ästhetisierung der technisierten Wirklichkeiten, so ließe sich Benjamins These auf den Punkt bringen, der jeden Designer entzücken müßte und noch jeden Kulturkritiker skandalisiert hat, sind die Menschen in der Moderne imstande, autonom zu handeln, weil diese Wirklichkeiten sie nicht mehr überwältigen, sondern ihre Lebenswelt geworden sind. Das zu ermöglichen, ist die Aufgabe der neuen Kunst, also des Films und durch ihn als Leitmedium hindurch, der Massenkultur. In Benjamins Worten: „Man kann das Formproblem der neuen Kunst geradezu formulieren: Wann und wie werden die Formenwelten, die in der Mechanik, im Film, im Maschinenbau, in der neuen Physik etc. ohne unser Zutun heraufgekommen sind und uns überwältigt haben, das, was an ihnen Natur ist, uns deutlich machen? Wann wird der Zustand der Gesellschaft erreicht sein, in dem diese Formen oder die aus ihnen entstandenen sich als Naturformen uns erschließen?“²⁴ Wann, so kann man die Frage paraphrasieren, werden die artifiziellen Wirklichkeiten der Moderne jene ontologische Selbstverständlichkeit erlangt haben, die die Frage nach ihrer Bedeutung dadurch beantwortet, daß sie diese Frage einfach zum Verschwinden bringt und gerade dadurch die Potentiale realisierbar macht, die in einem positiven Verhältnis zu diesen Wirklichkeiten stecken, indem sie die Ambivalenz aufheben, die Benjamin aus Marx' Warenmetaphysik abgeleitet hat?

Was Benjamin hier strategisch unterbelichtet, ist allerdings die Potentialisierungsfunktion ästhetischer Fiktionalität. Man kann natürlich darüber streiten, ob er dies aufgrund modernistisch-avantgardistischer Ablehnung der bürgerlichen Kunstautonomie macht oder ob er dies – theoretisch aufregender – aus der Ablehnung einer Konzeption der modernen Kunst als melancholischer Kompensation einer transzendent gesicherten Einheit der Wirklichkeit heraus macht und die autonome Kunst damit als Säkularisat entlarvt, das sie zumindest im Souveränitätsanspruch ästhetischer Subjektivität ja ist. Aber man wird nicht abweisen

²⁴ Benjamin, *Das Passagen-Werk*, S. 500. Vgl. Walter Benjamin: „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, Frankfurt/Main 1974 (1935), S. 431-469, hier S. 444f.

können, daß seine Theorie der modernen Kunst gerade keine Theorie eines Möglichkeitsmediums, sondern entschieden die Theorie eines Wirklichkeitsmediums ist. Nur so wird im übrigen seine berühmte Wendung von der faschistischen „Ästhetisierung der Politik“ plausibel, nämlich als Kritik der Finalisierung politischen Handelns auf die Herstellung eines immanenten Absoluten, dessen Modell eine säkulare Totalitätskonzeption und dessen Medium das Ästhetische ist.²⁵ Das ist in einer Konzeption der ästhetischen Autonomie, die auf die Tradition der europäischen Melancholie mit ihrem theologisch aufgeladenen Wirklichkeitskonstitutionsanspruch zurückgeht, konsequent: Der allegorische Blick auf die Kontingenz der fragmentierten Welt ist die kompensatorische Konstruktion einer konkreten Einheit der Wirklichkeit. Aber die Konzeption der ästhetischen Autonomie geht nicht in der gegenwirklichen Totalitätsstiftung auf. Und sobald sie nicht in der Tradition einer Problematisierung, sondern in der Tradition einer Positivierung der Kontingenz steht, bedeutet ästhetische Autonomie strategisch etwas sehr anderes. Dabei geht es nicht um eine Ästhetik der „offenen Form“ oder der „neuen, unerhörten Möglichkeiten“, wie sie etwa von Plessner gefordert worden ist und in gewisser Hinsicht ein Übergangskonzept für die Neubestimmung des Ästhetischen in technisierten Lebenswelten bildet. Eine solche Ästhetik der „offenen Form“ führt zwar von seiner Kompensationsfunktion weg, aber sie bleibt eben doch noch gegen sie profiliert und steht damit noch in den Bindungen des Ästhetischen an die Wirklichkeit.²⁶ Es geht aber auch nicht um eine Ästhetik der Negation im Sinne von Adorno, die das Ästhetische gegen die ökonomische Welt der bürgerlichen Gesellschaft gestellt und zum Inbegriff der individuellen Autonomie gegen die soziale Heteronomie aufgeladen hat.²⁷ Worum es vielmehr geht, ist eine gesellschaftliche Funktion der Kunst, die zumal in ihrer institutionalisierten Form eines ausdifferenzierten Kunstsystems darin besteht, die ontologische Differenz zwischen

²⁵ Benjamin, „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, S. 469. Einer spektakulären Form, in der sich die „Ästhetisierung der Politik“ manifestiert hat, bin ich im Zusammenhang von modernistischer Infrastrukturpolitik, politischer Ästhetisierung und totalitärer Optimierung nachgegangen. Vgl. Michael Makropoulos: „Die infrastrukturelle Konstruktion der ‚Volksgemeinschaft‘. Aspekte des Autobahnbaus im nationalsozialistischen Deutschland“, in: Ulrich Bröckling/Stefan Kaufmann/Axel T. Paul (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*, München 2004, S. 185-203.

²⁶ Vgl. Helmuth Plessner: „Wiedergeburt der Form im technischen Zeitalter“, in: ders., *Politik, Anthropologie, Philosophie. Aufsätze und Vorträge*, München 2001 (1932), S. 71-86.

²⁷ Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/Main 1970, bes. S. 334ff.

Wirklichkeit und Möglichkeit offenzuhalten und die Konstitution optimierungsoffener Wirklichkeiten durch die gesellschaftliche Integration systematischer Fiktionalisierungsprozesse zu ermöglichen, wie Niklas Luhmann erklärt hat.²⁸

V.

„Autonomie der Kunst“ bedeutet zunächst die Freisetzung der Kunst aus traditionellen sakralen und repräsentativen Bezügen mit der Folge, daß die Kunst als selbständiger Bereich eines interesselosen und zweckfreien Wahrnehmungs-, Gestaltungs- und Erkenntnisvermögens aus instrumentellen Funktionen herausgelöst wird. Die Differenz des Ästhetischen zur Zweck- und Verwertungsrationale wird damit zu seinem gesellschaftlichen Daseinsgrund. „Autonomie der Kunst“ bedeutet auf diesem Hintergrund, zweitens, die Entfaltung einer eigenen Formgesetzlichkeit des Kunstwerks, die es nicht nur von sozialen, sondern tendenziell auch von kommunikativen Funktionen löst. Die Unverständlichkeit der Kunst wird als Eigenlogik zu ihrem modernen Qualitätsmerkmal. „Autonomie der Kunst“ bedeutet schließlich als Konsequenz dieser beiden Entwicklungen, drittens, die Freisetzung des Ästhetischen nicht nur aus seinen tradierten sozialen Bindungen, sondern seine Freisetzung aus sozialen Bindungen überhaupt.²⁹ Die imaginäre und fiktionale Welt der Kunst eröffnet auf diese Weise eine Perspektive auf die Wirklichkeit, von der aus stets auch andere Möglichkeiten erschlossen und als potentielle Wirklichkeiten bestimmt werden können. Die Antisozialität der Kunst hat damit nicht nur eine prinzipiell sozialkritische, sondern vor allem eine prinzipiell realitätskritische Funktion. Der moderne Künstler ist allerdings nur die eine Personifikation dieses Weltverhältnisses. Die andere ist der Unternehmer im strikten Sinne, also derjenige, der aktiv „neue Kombinationen“ der „vorhandenen Dinge und Kräfte“ gegen gesellschaftliche Widerstände durchsetzt und dadurch eine „konstitutive Funktion“ hat, wie Joseph Schum-

²⁸ Vgl. Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1995, bes. S. 229ff.

²⁹ Im Prinzip handelt es sich hier um den Autonomiebegriff in der ästhetischen Theorie von Adorno. Genauer: Es handelt sich um den in Adornos ästhetischer Theorie explizierten und pointierten Begriff bürgerlicher Kunstautonomie, der in dieser negationstheoretischen Bestimmung seinerseits überhaupt erst unter Bedingungen massenkultureller Aufhebungen der Kunstautonomie entfaltet und plausibilisiert werden konnte, wie sie wiederum Benjamin am deutlichsten herausgearbeitet und modernitätstheoretisch ausgefaltet hat.

peters Bestimmung lautet, die den Unternehmer durch sein innovatives Handeln von einem bloß selbständigen Wirtschaftssubjekt unterscheidet, das sich auf bestehenden Märkten bewegt.³⁰ Schumpeters Unternehmer hingegen schafft allererst Märkte, also neue ökonomische Wirklichkeiten – und das bringt ihn nicht nur in die Nähe des Künstlers, sondern auch in die Nähe der dritten Personifikation dieses Weltverhältnisses, die der politische Souverän bildet, der zumindest teilweise außerhalb der Rechtsordnung steht, weil er sie nicht nur garantieren, sondern allererst im „Ausnahmestand“ schaffen muß, den er im übrigen selbst herbeigeführt hat, indem er die tradierte Ordnung suspendierte.³¹ Wo der Autonomieanspruch des Ästhetischen jedoch nicht zum Souveränitätsanspruch wird, wo der Künstler sich nicht als „Gesetzgeber der Welt“ versteht, wie Percy Bysshe Shelley gefordert hat, wo das Ästhetische also nicht im Auslaufhorizont der Melancholie die Option auf die kontrafaktische Herstellung eines Ganzen manifestiert, dort bildet die Autonomie des Formgesetzes die Basis verschiedener, einander vielleicht überbietender, aber auf jeden Fall konkurrierender Möglichkeiten und institutionalisiert eine realitätskonstituierende Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit, die nicht in einem letzten Akt der Ordnungsstiftung aufgehoben, sondern dauerhaft offengehalten wird.³² Das ist denn auch der Grundgedanke von Luhmanns Theorie des Kunstsystems: Die Ausdifferenzierung eines autonomen Kunstsystems bedeutet zwar die Institutionalisierung eines dauerhaften Generators radikaler Differenz, nämlich der Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit. Aber Luhmanns These geht in einer bemerkenswerten Weise über die Kritik ästhetischer Souveränität hinaus. „Die imaginäre Welt der Kunst bietet eine Position, von der aus etwas anderes als Realität bestimmt werden kann. Ohne solche Differenzmarkierungen wäre die Welt einfach das, was sie ist, und so, wie sie ist“. Und die gesellschaftliche Funktion der Kunst besteht deshalb nicht nur darin, die Differenz zwischen

³⁰ Joseph Schumpeter: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus*. Berlin ⁹1997 (1911), S. 100, 112 u. 117f.

³¹ Vgl. Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin 1985 (1922), S. 19f. bzw. Rudolf Smend: „Les Actes de Gouvernement en Allemagne“, in: *Annuaire de l'Institut de Droit Public*, Bd. II, Paris 1931, S. 192-232.

³² Percy Bysshe Shelley: „Eine Verteidigung der Dichtung“, in: Hans-Heinrich Rudnick (Hg.), *Englische Literaturtheorie des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1979 (1821), S. 203-248, hier S. 248

Wirklichkeit und Möglichkeit als Differenz zu erzeugen und gesellschaftlich zu etablieren, sondern auch „im Nachweis von Ordnungszwängen im Bereich des nur Möglichen“. Was sich hier zunächst wie die Legitimation der Kunstfunktion gegen die banausischen Tendenzen in der gesellschaftstheoretischen Tradition ausnehmen mag und als ausgesprochen elaborierte Legitimation des Ästhetischen erscheint, ist dann aber doch etwas sehr anderes, nämlich die Akzentuierung der Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit als einer symmetrischen und gerade nicht als einer asymmetrischen. Daß es auch im Bereich des Möglichen Ordnungszwänge gibt, nimmt ihm den Makel des Spielerischen, Beliebigen und Luxurierenden.³³ Anders gesagt: Das Mögliche ist durch diese Ordnungszwänge sozusagen von gleicher Dignität wie das Wirkliche – und diese Gleichwertigkeit ist es, die nicht nur in der Binnenarchitektur der Systemtheorie einen entscheidenden Akzent setzt, sondern auch auf das entscheidende Moment in der neo-liberalen ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ verweist.

Es ist die prinzipielle Symmetrie von Wirklichkeit und Möglichkeit, die den Wettbewerb über die intersubjektive Konkurrenz konkreter Akteure um konkrete Güter in jene abstrakte Dimension entgrenzt, in der jede Wirklichkeit mit mindestens einer anderen Möglichkeit konkurriert, ohne daß diese Wirklichkeit gegenüber den anderen Möglichkeiten privilegiert werden könnte. Man kann die Symmetrie von Wirklichkeit und Möglichkeit in diesem Sinne als Bedingung für die Fiktionalisierung des Weltverhältnisses konzeptualisieren, ohne daß man damit sofort festlegen müßte, ob es die notwendige oder die zureichende Bedingung für den Wettbewerb in dem von Simmel explizierten Sinne ist. Auf jeden Fall plausibilisiert diese Konzeption des Wettbewerbs aber das, was Foucault als Spezifikum des Neoliberalismus bestimmt hat, nämlich die Bedeutung der Abstraktion als Kriterium zur Unterscheidung einer wettbewerbsbasierten Normalisierung von einer tauschbasierten Normalisierung. Das, was ist, ist unter diesen Bedingungen nicht wichtiger als das, was nicht ist – und in dieser Hinsicht ist der Wettbewerb die allgemeine, also die soziale Realisierung der Ausrichtung des Handelns an Zielen, die intersubjektive Konstellationen so weit überschreiten, daß es eines Mitbewerbers gar nicht mehr bedarf, um alle

³³ Eigene Ordnungsprinzipien und Rationalitätskriterien hat zwar auch das Spiel. Die Differenz zum Ästhetischen besteht jedoch darin, daß das Spiel unproduktive Kreativität realisiert, Kunst hingegen produktive Kreativität für sich reklamiert. Zum Spiel in diesem Sinne vgl. Heinrich Popitz: *Spielen*. Göttingen 1994, bes. S. 30f.

Energie und alle Leidenschaft in ihre Realisierung zu setzen. Möglich ist diese Symmetrie allerdings nur dann, wenn ein Weltverhältnis institutionalisiert ist, das die Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit als dauerhafte Überbietung der Realität kultiviert.

Die Verschränkung von ästhetischer Autonomie und kompetitiver Vergesellschaftung wird damit zum Medium einer Freisetzung der individuellen und kollektiven Erwartungen aus ihren tradierten Bindungen an die Erfahrung, wie sie Reinhart Koselleck als vollständige Freisetzung der Erwartung aus der Erfahrungsbindung beschrieben hat.³⁴ In diesem Sinne ist nicht nur die Kunstfunktion in der bürgerlichen Ästhetik, sondern insbesondere die Rolle der ästhetischen Fiktionalität bestimmt worden, nämlich als Erschließung neuer Möglichkeiten. Das Wichtige, auf das Luhmanns Akzentuierung der spezifischen Ordnungszwänge im Bereich des Möglichen verweist, ist dabei allerdings nicht nur die Entgrenzungs- und Überschreitungsfunktion des Ästhetischen, sondern auch dessen gleichzeitige Selbstregulierung. Sie ist das eigentlich integrative Moment. Und sie gilt analog im Ökonomischen. Die prinzipielle Gleichwertigkeit von Wirklichkeit und Möglichkeit, die sich prototypisch in der Institutionalisierung eines autonomen, auf Möglichkeitsoffenheit spezialisierten Kunstsystems manifestiert, entgrenzt auch die Konkurrenz konkreter Akteure um konkrete Güter, die für jede liberale Ökonomie zentral ist, in die Abstraktion unendlicher Steigerung, schrankenlosen Wachstums und permanent überbietbarer Ziele. Aber sie begrenzt zugleich die anomischen Momente dieser Deregulierung durch Erschließung von Strukturen des Möglichen, die als Gesetze der Kontingenz bestimmbar sind. Fiktionalisierung bedeutet damit auch im Bereich des ökonomischen Handelns gerade nicht anomische Deregulierung, sondern Erschließung einer imaginären Sphäre von eigener Logik, die eine Kontingenzlogik ist. Fiktionalisierung bedeutet eben generell nicht Anomie im Sinne einer Deregulierung der Imagination und des Begehrens mit der Folge, daß das Unmögliche zum Horizont der Erwartung wird, wie Émile Durkheim erklärt hat – Fiktionalisierung im strikten Sinne bedeutet vielmehr umgekehrt die gleichzeitige Generierung und Begrenzung

³⁴ Vgl. Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/Main 1979, S. 349-375.

des Möglichen unter Beibehaltung seiner produktiven Strukturmomente.³⁵ Das ist die eigentliche Funktion des Ästhetischen in einer modernen und namentlich in einer kapitalistisch ökonomisierten Gesellschaft. Es ist nicht eigentlich Negation – das ist nur eine sehr spezielle Formierung des Fiktionalen –, es ist vielmehr die gesellschaftliche Entfaltung ihrer produktiven Momente über einen bestimmten Punkt in der ökonomischen Entwicklung hinaus. Diesen Punkt markiert der Übergang von einer Tausch- zu einer Wettbewerbsökonomie, also der Übergang von einer äquivalenzbasierten zu einer differenzbasierten Marktförmigkeit des Sozialen. Er setzt nicht nur die ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ im Sinne einer Generalisierung marktförmiger Verfügbarkeit voraus, sondern auch die Ästhetisierung des Sozialen im Sinne einer abstrakten Fiktionalisierung des Wirklichkeitsbezugs.

(in: Christoph Menke, Juliane Rebentisch (Hg.), *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*, Berlin, Kulturverlag Kadmos 2010, S. 208-225)

³⁵ Vgl. Émile Durkheim: *Der Selbstmord*. Frankfurt/Main 1983 (1897), S. 279ff. sowie. Émile Durkheim: *Erziehung, Moral und Gesellschaft. Vorlesung an der Sorbonne 1902/1903*. Frankfurt/Main 1984, S. 90 bzw. 93.